

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Es wurde der Maslowa gestattet, auf den Stationen mit den politischen Verbrechern zusammen zu wohnen; marschieren mußte sie aber als gesundes Weib mit den Sträflingen. So marschierte sie die ganze Zeit von Tomsk ab. Mit ihr gingen ebenfalls zu Fuß zwei Politische: Marja Pawlowna Schtschewina, eben das hübsche Mädchen mit runden braunen Augen, welches Rechljudow beim Zusammentreffen mit der Bogoduchowskaja so überrascht hatte, und ein in den Bezirk Jakutsk verbannter gewisser Simonson, derselbe schwarze, rauhaarige Mensch mit tief in den Höhlen liegenden Augen, den Rechljudow ebenfalls bei jenem Zusammentreffen wahrgenommen hatte. Marja Pawlowna ging zu Fuß, weil sie ihren Wagenplatz einem schwächeren Sträflingsweib abgetreten hatte; Simonson aber, weil er es für unrecht hielt, irgend einen Standesvorteil zu benutzen. Diese drei machten sich, getrennt von den andern politischen Verbrechern, die später auf Wagen nachzuziehen, frühmorgens mit den gewöhnlichen Verbrechern auf den Weg. So war es auch auf der letzten Station vor einer großen Stadt, bei der ein neuer Eskorte-Offizier den Zug übernahm.

Es war frühmorgens an einem Septembertage mit Schlackerwetter. Wald schneite und bald regnete es mit kalten Windstößen. Der ganze Gefangenenzug: vierhundert Männer und gegen fünfzig Frauen standen schon auf dem Stationshof und umringten teils den Transportführer, der Fouragegeld für zweimal vierundzwanzig Stunden an die Ältesten verteilte, teils kauften sie bei Handelsfrauen, die man in den Hof hineingelassen hatte, Spwaren. Es ertönte Stimmengewir von Sträflingen, die ihr Geld zählten und sich Vorrat kauften, und die kreischenden Stimmen der Höckerinnen.

Katjuscha und Marja Pawlowna — beide in Stiefeln und Halbpelzen mit Tüchern um den Kopf — traten aus dem Stationsraum auf den Hof und begaben sich zu den Höckerinnen, die zum Schutz vor dem Winde an der Nordseite der Pfähle saßen und eine vor der andern ihre Waren vorlegten: frisches Brot, Pasteten, Fisch, Nudeln, Buchweizengröße, Gebäck, Rindfleisch, Eier, Milch; eine hatte sogar ein gebratenes Spanferkel.

Simonson in einer Guttaperchajacke und Gummigalosen, die über den wollenen Strümpfen mit Bindfaden befestigt waren (er war Vegetarianer und gebrauchte kein Fell von irgend einem getöteten Tiere), stand ebenfalls auf dem Hof und wartete auf den Abgang des Zuges. Er stand an der Treppe und schrieb einen Gedanken, der ihm gekommen war, in sein Tagebuch. Dieser Gedanke bestand in folgendem:

„Wenn eine Bakterie“ — schrieb er — „den Nagel eines Menschen untersuchen und beobachten würde, würde sie ihn für ein anorganisches Wesen halten. Genau so halten auch wir die Erdkugel, indem wir ihre Rinde beobachten, für ein anorganisches Wesen. Das ist nicht richtig.“

Die gekauften Eier, ein Bündel Kringel, Fische und frisches Weizenbrot, alles das that die Maslowa in ihren Reisefack; Marja Pawlowna aber rechnete mit den Höckerfrauen ab, als unter den Sträflingen eine Bewegung stattfand. Alles verstummte, und die Leute begannen sich aufzustellen. Ein Offizier trat heraus und erteilte die letzten Befehle vor dem Abmarsch.

Alles verlief wie gewöhnlich: die Sträflinge wurden gezählt, die Ketten nachgesehen und die Paare zusammengethan, die in Handschellen gingen. Aber plötzlich ertönte der zornige Kommandoschrei eines Offiziers und das Weinen eines Kindes. Alles verstummte für einen Augenblick; dann lief ein dumpfes Murmeln durch den ganzen Haufen. Die Maslowa und Marja Pawlowna begaben sich an den Ort, von dem der Lärm ausging.

Zweites Kapitel.

Als Marja Pawlowna und Katjuscha an diesem Ort angekommen waren, erblickten sie folgendes: der Offizier, ein stämmiger Mann mit langem blondem Schnurrbart, machte ein finsternes Gesicht und stieß Schimpfworte aus. Vor ihm stand im kurzen Sträflingsrock und noch kürzeren Hosen ein

langer, magerer Sträfling mit halb rasiertem Kopf; er trug ein kleines Mädchen, das in ein Tuch eingewickelt war und durchdringend kreischte.

„Ich werd' Dir die Erwägungen schon austreiben; giebst es den Weibern!“ schrie der Offizier. „Anschließen!“

Der Offizier verlangte, daß diesem Gemeindeverbrecher, der in die Verbannung ging und den ganzen Weg das kleine Mädchen auf dem Arm getragen hatte, welches ihm seine in Tomsk am Typhus gestorbene Frau hinterlassen hatte, Handschellen angelegt würden. Die Entschuldigung des Sträflings, daß er mit Handschellen das Kind nicht tragen könnte, brachte den Offizier, der nicht bei Stimmung war, ungemein auf.

Vor dem Sträfling standen ein Eskortesoldat und ein anderer stämmiger, schwarzbärtiger Sträfling, dem die Handschellen an einer Hand angelegt waren, und der in der Erwartung, daß der Sträfling mit dem kleinen Mädchen ihm angeschlossen würde, den Offizier unter gerunzelten Brauen finstern anblickte. Der Offizier wiederholte den Befehl an den Eskortesoldaten, das Mädchen wegzunehmen. Das Gemurmel in den Reihen der Sträflinge wurde immer lauter und lauter.

„Sind von Tomsk an gegangen und nicht angeschlossen!“ ertönte eine schrille Stimme aus den hinteren Reihen.

„Ist doch kein Hund, sondern ein Kind!“

„Wo soll er denn mit dem Mädchen hin?“

„Das ist ungesellich,“ sagte noch jemand.

„Wer war das?“ schrie der Offizier wie von einer Tarantel gestochen und stürzte auf den Haufen zu. „Ich werd' Dir das Gesetz schon zeigen! Wer hat das gesagt? Du? Du?“

„Alle sagen es. Deshalb...“ sagte der untersekte Sträfling mit dem breiten Gesicht.

„Wollt rebellieren? Ich werd' Euch zeigen, wie man rebelliert! Nimm das Mädchen!“

Der Haufe verstummte. Ein Eskortesoldat riß das verzweifelt schreiende Mädchen fort, ein anderer begann dem Sträfling, der gehorsam seine Hand hinhielt, die Handschellen anzulegen.

„Bringst es zu den Weibern!“ schrie der Offizier den Eskortesoldaten an und brachte seine Säbelkoppel in Ordnung.

Das kleine Mädchen bemühte sich, die Händchen aus dem Tuch herauszubekommen und kreischte unaufhörlich mit blutunterlaufenem Gesicht. Aus der Menge trat Marja Pawlowna hervor und ging zu dem Offizier.

„Herr Lieutenant, erlauben Sie, daß ich das Mädchen trage.“

Der Eskortesoldat blieb mit dem Mädchen stehen.

„Wer bist Du?“ fragte der Offizier.

„Eine Politische.“

Augenscheinlich übte das hübsche Gesicht Marja Pawlownas mit den schönen, hervorstehenden Augen eine gewisse Wirkung auf den Offizier aus, der sie schon bei der Aufnahme gesehen hatte. Schweigend blickte er sie an, als erwäge er etwas.

„Ist mir egal; tragen Sie sie, wenn Sie wollen. Sie können schon Mitleid mit ihnen haben, wenn aber einer ausreißt, wer kommt dann dafür auf?“

„Wie kann er mit dem Mädchen weglaufen?“ sagte Marja Pawlowna.

„Ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten. Nehmen Sie sie, wenn Sie wollen.“

„Befehlen Herr Lieutenant, sie abzugeben?“ fragte der Eskortesoldat.

„Gieb sie hin.“

„Komm zu mir,“ sagte Marja Pawlowna und gab sich Mühe, das Mädchen an sich zu locken.

Aber die Kleine strebte aus den Händen des Soldaten zu ihrem Vater hin und wollte nicht zu Marja Pawlowna.

„Warten Sie, Marja Pawlowna, sie kommt zu mir,“ sagte die Maslowa und holte die Kringel aus ihrem Sack hervor.

Die Kleine kannte die Maslowa, und als sie ihr Gesicht und die Kringel sah, ging sie zu ihr.

Alles wurde still. Das Thor wurde geöffnet, der Zug trat hinaus, stellte sich auf, die Eskortesoldaten überzählten die Sträflinge wiederum, verpackten die Reisefäcke und placierten

die Schwachen. Die Maslova stellte sich mit dem Mädchen auf dem Arm zu den Frauen neben Jedosia. Simonson, der die ganze Zeit den Vorgängen gefolgt war, trat mit großen, entschlossenen Schritten auf den Offizier zu, der alle Unordnungen getroffen hatte und sich schon in seinen Reisewagen setzte.

„Sie haben schlecht gehandelt, Herr Offizier,“ sagte Simonson.

„Cheren Sie sich auf Ihren Platz! Ist nicht Ihre Sache!“

„Es ist meine Sache, Ihnen das zu sagen, und ich habe es Ihnen gesagt,“ erwiderte Simonson und schaute unter seinen dichten Brauen dem Offizier angestrengt in das Gesicht.

„Fertig? Abteilung marsch!“ schrie der Offizier, ohne Simonson zu beachten, berührte den Kutscher, einen Soldaten, an der Schulter und stieg in den Reisewagen. Der Zug setzte sich in Bewegung, dehnte sich aus und trat auf den schmutzigen, auf beiden Seiten von Gräben eingeschlossenen, ausgefahrenen Weg, der durch dichten Wald führte.

Drittes Kapitel.

Nach dem üppigen und verweichlichenden Leben der letzten sechs Jahr in der Stadt und den beiden Monaten im Gefängnis unter Sträflingen erschien Katjuscha das jetzige Leben mit politischen Verbrechern trotz der bedrückenden Lage, in der sie sich befand, sehr schön. Die Fußmärsche von zwanzig bis dreißig Werst, bei gutem Essen, bei eintägiger Ruhe nach zwei Marschtagen, kräftigten sie körperlich; der Verkehr mit neuen Gefährten aber erweckte Lebensinteresse in ihr, von denen sie früher keinen Begriff gehabt hatte.

Sie war von all' ihren neuen Bekannten entzückt; am allermeisten aber von Marja Pawlowna, und war nicht nur von ihr entzückt, sondern liebte sie mit ganz besonderer ehrerbietiger und begeisterter Liebe. Es verwunderte sie, daß dieses hübsche Mädchen aus reichem Generalshaufe, die drei Sprachen sprach, sich wie eine ganz einfache Arbeiterin benahm, alles, was ihr ihr reicher Bruder schickte, andern gab und, was Kleidung und Schuhwerk betraf, nicht nur ärmlich erschien, sondern überhaupt keine Aufmerksamkeit auf ihr Aeußeres verwandte. Dieser Zug, das vollkommene Fehlen von Koketterie, verwunderte die Maslova ganz besonders und zog sie deswegen an. Sie sah, daß Marja Pawlowna wußte, und daß es ihr Vergnügen machte, zu wissen, daß sie hübsch war; daß sie sich über den Eindruck aber, den ihre Schönheit auf Männer machte, nicht nur nicht freute, sondern sich darüber ängstigte und direkt Widerwillen und Scheu vor der Liebe empfand. Ihre Gefährten, Männer, die das wußten, erlaubten sich, auch wenn sie sich zu ihr hingezogen fühlten, dennoch nicht, das zu zeigen, und verkehrten mit ihr wie mit einem männlichen Kameraden. Aber fremde Leute setzten ihr oft zu, und vor diesen rettete sie, wie sie erzählte, ihre große Körperkraft, auf die sie stolz war. „Einmal bedrängte mich,“ erzählte sie lachend, „auf der Straße ein Herr und wollte um keinen Preis von mir ablassen; da habe ich ihn dann so gerüttelt und geschüttelt, daß er erschrak und von mir weglief.“

Sie erzählte, wie sie von Klein auf Abscheu vor dem Leben feiner Leute und Zuneigung zu dem Leben einfacher Menschen empfunden hätte, und wie sie deswegen immer gescholten worden wäre, weil sie sich im Mädchenzimmer, in der Küche, im Stall, aber nicht im Besuchszimmer aufgehalten hätte.

„Ich war mit Köchinnen und Kutschern vergnügt, bei unsern Herren und Damen dagegen war mir langweilig,“ erzählte sie. „Als ich dann anfang zu begreifen, sah ich, daß unser Leben ein ganz schlechtes war. Eine Mutter hatte ich nicht mehr, den Vater liebte ich nicht; mit neunzehn Jahren ging ich mit einer Freundin aus dem Hause und trat als Arbeiterin in eine Fabrik ein.“

(Fortsetzung folgt.)

Unse Meisen.

Der harte Winter, schreibt die Wochenschrift „Haus, Hof und Garten“, bringt in unsre Höfe und Gärten gar manchen Vogel, den wir zu anderer Jahreszeit draußen in Wald und Flur zu sehen gewohnt waren. Der Hunger läßt sie, die heiteren, fröhlichen Bewohner des Walds, die Nähe menschlicher Wohnstätten aufsuchen, der Hunger, der ihnen die Kraft raubt, der Kälte zu widerstehen, der ihre Bewegungsfähigkeit lähmt, der sie der Gefahr des Er-

frierens aussetzt. Vor der Kälte wissen sich unsre gefiederten Freunde wohl zu schützen, wenn die Ernährungs- und Bluterzeugungs-Organen in Thätigkeit bleiben können und dem Körper die notwendige Wärme zuführen.

Deutschland beherbergt eine ganze Reihe verschiedener Arten aus der Familie der Meisen, von denen für uns nur folgende sechs in Betracht kommen: Kohl-, Tannen-, Sumpf-, Blau-, Hauben- und Schwanzmeise, während die Dentele- und die Hartmeise, sowie die prächtige Fasurmeise seltene Gäste in Deutschland sind. Die beiden ersteren bevorzugen südlicher gelegene Landstriche, die letztere bewohnt das nördliche Rußland.

Die Meisen sind unsre „Garten-, Feld- und Walddüher“ im vollen Sinne des Worts. Da sie bei uns Jahresvögel sind, d. h. Vögel, welche das ganze Jahr hindurch in ihrer Heimat bleiben, und zu ihrer Ernährung fast ausschließlich der Insekten und deren Eier bedürfen, so liegt der Augen klar auf der Hand, besonders, wenn man erwägt, welche Unmenge von Kerfen sie vernichten müssen, um die ewig hungrigen Schnäbel ihrer zahlreichen Nachkommenschaft zu sättigen. Macht ihnen die Jagd auf Kerbtiere in der wärmeren Jahreszeit keine Schwierigkeit, so liegen die Verhältnisse im Winter ganz anders. Jetzt heißt es die Insekten und deren Brut aus allen möglichen Schlupfwinkeln hervorzuholen. Und das verstehen die Meisen ausgezeichnet. Jeder Niz in der Baumrinde, jeder Ast wird untersucht, dürre Blätter werden umgewendet, die Zweige werden von allen Seiten beäugelt, kurz, es bleibt nichts unberücksichtigt, wo sich nur irgend ein Insekt verborgen halten oder die Brut abgelegt haben könnte.

Ihre Gestalt ist kräftig und gedrungen. Der spitze, nagelförmige Schnabel ist am First gebogen und an der Wurzel mit feinen Borsten besetzt. Die kräftigen, mittellangen Füße sind mit starken, gestrichelten Nägeln bewehrt, die es ihnen ermöglichen, an der Rinde der Bäume zu klettern und sich zu halten, zur Bewegung auf dem Erdboden aber weniger geeignet sind. Ihre kurzen, gerundeten Schwinge deuten darauf hin, daß sie keine besonders guten Flieger sind. Sie fliegen in kurzem Bogen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, längere Strecken fliegen sie nur gezwungen und ungern. Der Sprung ist meist kurz, bei einigen Arten stufenförmig verlängert.

Ihr bevorzugter Aufenthalt ist der Wald, der Nadelholzwald. Hier verbringen sie ihr Leben in beständiger Jagd auf Kerbtiere, das Geschäft kletternd durchsuchend. Dabei ist es ihnen gleich, ob sie auf den Zweig sitzen oder an ihm hängen, der Kopf unten oder oben ist. In jeder Stellung verrichten sie ihr Tagewerk. Mit Ausnahme der Brutzeit leben sie in Familien vereinigt, die sich im Herbst zu größeren Verbänden zusammenscharen, um gemeinsam umherzustreichen. Zu ihnen gesellen sich häufig Vögel, die ähnlichen Lebensbedingungen unterliegen, wie Kleiber, Baumläufig, Trautönig, Goldhähnchen und die kleineren Spechte. Auf diesen Streifzügen überlassen sie sich gern der Führung eines größeren Vogels, meist eines Spechtes, eine Erscheinung, die häufig im Leben der Vögel beobachtet wird.

Die Verbreitung der Meisen erstreckt sich auf den nördlichen Teil der Erde, aber auch in Afrika, Australien und Indien finden wir Vertreter des Meisengeschlechts. Ihr Gesang ist von geringer Bedeutung. Die Töne, meist spitz pfeifend, werden kurz hervorgestoßen, ähnlich dem Pfeifen der Mäuse, mit denen sie wohl aus diesem Grunde, wie aus der hurtigen Art, mit der sie sich zu verbergen verstehen, den Namen gemeinsam haben.

In der Kohlmeise, der größten deutschen Art, wohl auch der bekanntesten, finden wir die Eigenart des Meisengeschlechts nach allen Richtungen hin verkörpert. Sie ist im Wald und Garten eine gewöhnliche und gern gesehene Erscheinung und ein schmucker Vogel. Wegen ihres Lockrufs „Pint-Pint“ heißt sie im Volksmunde auch Pintmeise. Ihr im Frühjahr häufig vorgetragener Gesang wird mit den Worten „Bey die Schar“ (Pflugschar) wiedergegeben. Der Kopf ist bis auf die weißen Backen glänzend schwarz. Schwarz ist auch ein beim Männchen breiterer, beim Weibchen schmalerer Streif längs der Mitte der gelben Brust und des gleichfalls gelben Bauches. Letzter wird nach dem Schwanz hin schwärzlich. Die Oberseite ist olivengrün, der Nacken zeigt einen helleren Fleck.

Alle Krähennester dienen ihnen häufig zur Anlage der Niststätte. Höhlungen in der Erde, Mauerlöcher, alte Brunnenrohre werden angenommen, selbst in Briefkästen und Blumenvasen hat man ihr Nest gefunden. Die Höhlung wird mit Moos, Haaren, Federn und feinen Wurzelchen ausgepolstert zur Aufnahme der Eier, deren Zahl bei jeder Brut, in der Regel finden jährlich zwei Bruten statt, häufig auch drei, zwischen 8 und 14 schwankt. Mit Hilfe dieser Zahlen kann man sich ein Bild machen von der großen Menge Ungeziefers, das nur ein Paar Kohlmeisen zur Aufzucht der Brut verbraucht und unschädlich macht.

Die Blaumeise gehört zu den am prächtigsten gefärbten Vögeln Deutschlands, vielfach wird sie die „schönste“ unrer Meisen genannt. Das ist eben Geschmacksache, die farbige ist es auf jeden Fall. Die Flügel und der Schwanz der Blaumeise sind schön blau gefärbt, auf dem Flügel befindet sich eine weiße Querbinde. Der Rücken ist olivengrün. Die himmelblaue Kopfplatte ist ringsherum weiß eingefast. Von der Schnabelwurzel durch das Auge bis zum Nacken geht auf beiden Seiten ein blauschwarzes Band. Ein ebensolches begrenzt die schneeweißen Wangen. Die Unterseite ist gelb.

Kleines Feuilleton.

Die **Tannenmeise** hingegen ist oberhalb dunkelbraun nach dem Steuer zu heller werdend. Die Wangen, die Halsseiten und ein Fleck im Nacken sind weiß, sonst ist der Kopf tiefdunkel gefärbt. Die Unterseite ist weißlich. In der Auswahl der Nistplätze entwickelt sie dieselben Neigungen wie die Kohlmeise, bevorzugt aber Höhlungen in alten Bäumen.

Bei oberflächlicher Betrachtung äußerlich ähnlich, aber bedeutend zarter wie die Tannenmeise ist die **Sumpfmehle**, das „Weiße Hämmerlein“ des Volks. In den Niederungen, an den Wägen und Seen mit schilfbestandenen Ufern, im Weidenbüschel und im Erlbruch, an lichten Stellen des Waldes und im sonnigen Obstgarten, überall ist es zu finden, das liebe zierliche Vögelchen. Immer geschäftig und flink, mit den neugierig fragenden Augen alles beschauend und durch Beklopfen mit dem Schnabel genauer untersuchend. Der starke Schnabel leistet ihr hierbei vorzügliche Dienste. Überall wird angepöckelt, und mit wuchtigem Schnabelhieb werden selbst hartschalige Sämereien geöffnet, um zu dem genießbaren Kern zu gelangen. Wer sie gern in der Nähe sehen will, der hänge reife Sonnenblumentöpfe vor sein Fenster, und bald werden sich, falls sie überhaupt in der Gegend vorkommen, die Sumpfmehlen einstellen, um einen Kern nach dem andern zu holen und auf dem Gartenzamt oder dem nahen Ostbaum den mit den Behen gehaltenen Kern zu spalten und zu verzehren, was daran genießbar ist. Die Sumpfmehle ist die anmutigste, gewandteste und kedste der ganzen Sippe. Das Nest wird gern in den Höhlungen alter Weidenstämme angelegt, diese Höhlungen sind meist sehr groß und werden deshalb von den Vögelchen mit Moos und Gräsern angefüllt, bis sie geeignet erscheinen, ein warmes Obdach für die Brut zu gewähren. Vietet eine kleinere Höhle dagegen nicht genügend Raum, so wird mit dem Schnabel darin herumgemeißelt und gehämmert, bis der Raum die gewünschte Größe erreicht hat.

Die **Haubenmeise** ist die charakteristische Bewohnerin des Nadelholzwaldes, den sie in anmutiger Weise belebt. Sie ist es, deren Beobachtung besonders im Herbst dem Naturfreund vielen Genuß bereitet. Ist sie auch vorsichtig und läßt sich nicht allzu nahe kommen, so kann man sich ihr doch mit Leichtigkeit genügend nähern, so daß sie sich noch sicher fühlt und nicht ängstlich davon flieht. Die großen Scharen von Meisen, welche im Herbst unsere Wälder durchstreifen, bestehen zu einem sehr großen Teil aus Haubenmeisen. Diese wie die Tannenmeisen überlassen sich bei ihren Streifzügen gern der Führung eines größeren Vogels. So lange der Wald nicht verlassen wird, folgen sie ohne Bedenken. Geht aber der Führer in den nahen Obstgarten am Waldestrande, oder untersucht er gar die morschen Balken der Scheune, so zögert besonders die Haubenmeise ihm zu folgen und fliegen ängstlich am Waldestrand umher. Der Wald giebt ihnen Schutz und Deckung vor den gestederten Räubern. In übergroßer Furcht vor diesen und im Bewußtsein der nicht allzugroßen Kraft ihrer Flügel verlassen sie ungern den saftigen Wald. Die Nahrung der Haubenmeise besteht ausschließlich in Insekten, deren Eiern, Puppen und Larven. Durch unablässige Vertilgung der Eier der Röhre und des Kiefernspinners ist sie neben der Tannenmeise eine der größten Wohltäterinnen des Nadelwaldes. In ihm baut sie denn auch ihr Nest. Ausgesaulete Höhlungen alter Bäume, aber auch verlassene Spechthöhlen bieten ihr gute Gelegenheit dazu. In Ermangelung dieser bemüht sie aber auch das dicke Gewirr von Raubvogelhorsten, Krähen- und Eichhörnchen-Nestern, selbst ein Haus ausgeichteten Reifens genügt ihr im Notfall. Die hübsche, grau-braune Färbung des Gefieders mit dem helleren Kopf und der langen Spitzenhaube geben ihr ein recht drohliches Aussehen.

Die zarteste der deutschen Meisen ist die **Schwanzmeise** „das Pfannensliedchen“. Sie weicht nicht nur äußerlich von dem Typus der geschilderten Waldmeisen ab, sondern auch in ihrer Lebensweise, der Art ihres Wohnbezirks und vor allem im Nestbau. Sie ist Höhlenbrüterin wie die Waldmeisen. Aber während diese vorhandene Höhlungen ausbauen und für das Brutgeschäft zurechtmachen, erbaut die Schwanzmeise die Nisthöhle selbst. Sie fertigt aus Moos, Flechten, Halmen, kleinen Nindensrüden eine dichtwandige eisförmige Höhlung, deren Inneres mit Tierhaaren und Federn weich gepolstert ist; die Baustoffe sind durch Spinnweben, Pflanzenwolle und dergleichen aneinander geheset. Das Nest hängt an einem Ast und wird gern durch darunter befindliche Kette gestützt. Oben seitlich zeigt es eine runde Oeffnung, das Schlupfloch. In der äußeren Erscheinung gleicht das Nest der Farbe und Struktur des Baumes, an dem es hängt. Das Nest ist ziemlich eng und genügt vorerst der jungen Brut. Bald aber ist es für die zahlreiche langgeschwänzte Nachkommenschaft zu klein, und die unruhigen Vögelchen haben bald an einigen Stellen die Nistwand gelockert und durchbrochen und stecken nun die langen Schwänze, die in der engen Kinderstube überall hinderlich sind, durch diese Oeffnungen. Die Schwanzmeise ist wie die Haubenmeise ausschließlich auf Insektennahrung angewiesen und ist insoweit dessen recht nützlich, zumal in der Nistzeit, wo sie stets 8 bis 15 hungrige Schnäbel zu sättigen hat. Sie hält sich gern an Waldrändern, kleinen Gehözen und in Parks auf. Im Herbst kommt sie häufig in Gärten und in die Nähe menschlicher Wohnungen.

Id. Der letzte Schultag. Glühend lastet die Julisonne auf dem kiesbestreuten Schulhof; der Kühlung bringende Wasserstrahl des pustenden Schuldieners hat ihrer Wirkung keinen Abbruch thun können. Die schlanken, jungen Mäster, die sich Mühe geben, durch ihr Grim die Einförmigkeit des Platzes ein wenig zu verwischen, lassen müde und matt ihre dünnen Westchen hängen. Der letzte Schultag vor den großen Ferien! Heute geht es ganz besonders laut zu, und das Lehrerkollegium, das gerade heute sich noch so viel zu erzählen, so viel zu fragen hat, muß mehr als gewöhnlich zur Ruhe auffordern. In kleineren oder größeren Gruppen stehen die schwadronierenden Mädchen zusammen, nur die ganz Kleinen laufen und haschen sich, bis sie der Mahnruf eines Lehrers zur Ruhe bringt.

Langsam stellt sich eine Klasse nach der andern an, und als die Glocke zur letzten Schultunde ruft, verteilt sich der lange Zug der Kinder in die einzelnen Klassen.

Die Kleinen sitzen mit gefalteten Händen und warten auf „Frollein“. Kugelrunde, pausbackige Mädcheln mit lachenden Augen, mit rotem Plapperröschchen und hellen, lustigen Kleidern sind bedeutend weniger unter der kleinen Gesellschaft vertreten, als die dunkel gekleideten Kinder mit den großen erwachsen-ernsten Augen, die schon so jung den Mund fest zu schließen verstehen und in deren schmale, blasse Wangen selbst die brennende Sonne nicht ein bißchen Rot hat bringen können.

Wie alle Jahre um dieselbe Zeit erzählen die roten Mündchen leise ihren jweiligen Nachbarinnen von der schönen Meise, dem großen Wald, den vielen Kirichen und Beeren, der guten Großmutter, und die frohen Augen werden noch lachender; und dann werden stets ihre ersten Schwwestern noch älter, müder; nur manche unter ihnen blitzen auf und ein junger Wille, eine junge Kraft wird sich dann seines Werts bewußt.

Nachdem die Lehrerin das Schulzimmer betreten und die Kleinen aufgefordert hat, auseinanderzurücken und schön Nüchtung zu nehmen, damit sie nicht noch heißer werden, teilt sie der mit vielem Schurren und Lärmen ihrer Aufforderung nachkommenden kleinen Gesellschaft mit, daß Hest und Feder ruhig in der Mappe bleiben können; zum Schluß will sie ihnen noch eine Geschichte erzählen. Mänschenstil sitzt die kleine Garde und lauscht dem: „Es war einmal . . .“ und sperrt Augen und Ohren auf, als die wunderbaren Kräfte des „Tischlein — bed — dich“ an die Reihe kommen. Lächelnd fragt die Lehrerin: „Der kann mir denn einige Sachen aufzählen, die wohl auf dem Tischlein standen?“ Und viele Kerndchen, runde und magerere, erbeben sich, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Lehrerin läßt ihre Blide über die kleine Schar gleiten, bis sie auf einem semmelblonden, blaffen winzigen Ding haften bleiben. „Aber Anna, Du meldest Dich ja gar nicht! Ist Dir nicht wohl, Kind?“ Die Kleine erhebt sich langsam, indem sie sich mit den Unterarmen auf die Tischlante stützt, ihre Augen sehen die Lehrerin fragend an und der blasse Mund öffnet sich zu einem tiefen Atemzuge. „Frollein, ich weiß was se hat, die wird woll wieder kein Frühstüd mitjehabt haben, gestern hab' ich se auch schon von meine Stulle was abgegeben. Nu hab' ich nichts mehr, ich habe noch ein Stüd für die Vögel hingelagt.“ Auf die Frage der Lehrerin bestätigt das kleine Mädel nur mit einem müden, verschämten Nicken die Erzählung ihrer Genosfin.

Der Lehrerin sind derartige Szenen nichts Seltenes, sie nimmt ihre Semmel aus dem Kathederpult und reicht sie ohne ein Wort dem Kinde, das zaghaft hineinbeißt.

Die angefangene Geschichte wird zu Ende erzählt, nur über die ledernen Speifen auf dem Zaubertischchen erfahren die Zuhörerinnen nichts Genaueres. Der Lehrerin ist die Stimmung verdorben und die Lust zum Erzählen vergangen. Sie hat schon mehreremal die Uhr aus dem Gürtel herausgenestelt. Es will aber auch heute mal wieder gar nicht läuten. Das junge Mädchen denkt an den Ertrag, der es noch am Abend nach den bayrischen Bergen bringen soll, und mit froher Miene erklärt es seinen Schülgen den Zweck der Ferien. Es weiß sehr wohl, daß die wenigsten der Kleinen die ruhige, heiße Stadt verlassen. Der kleine Beamte und der Arbeiter lernen kein Heringsdorf oder Garzburg. Das eine oder das andre Kind hat draußen eine Großmutter oder Tante, bei der es die Ferien zubringen kann und nur sehr wenige kommen in die Ferienkolonie. Darum erzählt das Fräulein auch nur von den Großmüttern in Nauen oder Zegel, erinnert die paar kleinen Weidgenfichter, die mit nach Freientwalde in die Ferienkolonie kommen, ja recht artig und gehorsam zu sein und erlaubigt sich dann teilnehmend nach den Ferienfreunden der zu Hause Bleibenden. Das am meisten beborzugte Vergnügen bildet bei der kleinen Gesellschaft das „In-den-Gang-gehen“, wo man im Sand buddeln kann. Aber auch diese kleine Erholung ist noch nicht für alle ihre Jöglinge, wie die Lehrerin weinerlichen Lippen vernimmt. Manche sind der angestregten zu Hause arbeitenden Mutter willkommenen Wärterinnen der noch jüngeren Geschwister, sie müssen das Arbeiten und Entbehren frühzeitig lernen. Da endlich ertönt die Schultode für längere Zeit zum letztenmal. Gleichgültig gehen die meisten und nur wenige der Kleinen freudig in die Ferien. Was ist diesen bleichen Gesichtchen der letzte Schultag, was der erste Ferientag? — Beide Tage bedeuten ihnen alte Not und alte Arbeit. . . .

w. Die Entstehung der Krawatte. Ueber die Krawatte schreibt H. Leising in der „Zeitschr. d. Vereins deutscher Zeichenlehrer“: Der Ursprung und der Name der Krawatte ist auf die Kroaten zurückzuführen, deren Volkstracht sich noch heutzutage durch prächtige Halsstücke auszeichnet. Kroatische Soldaten in französischen Diensten sollen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Anstoß gegeben haben, solch prunkvoll farbige Halsbinden in Westeuropa allgemein zu tragen. Ursprünglich war die Krawatte ein vorn zu einer Schleife zusammengebundenes Halsstück der Männer; heutzutage ist es freilich zu einem nur kläglichen Anhängsel ohne eigentlich ästhetischen oder praktischen Zweck geworden; höchstens den: das in unsren Rauch- und Ruffstädten nie ganz reine Hemd zu verdecken. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts knüpfte und knotete man die Krawatte selbst, wodurch die Eigenart des Trägers recht zur Geltung kam. Ein gewisser Drummel erhob sich durch seine Fertigkeit darin und feinem Geschmack dabei zu einer europäischen Berühmtheit ersten Ranges. Bei Alt-Hannoveranern, namentlich bei Pastoren, kann man noch die alte Form sehen; es sind ziemlich feine, mit eigener Hand gebundene, weiße Halsstücke. Vor achtzig Jahren trug man sie so ganz allgemein. —

Geologisches.

— Die Entstehung der Dünen. Bisher wurde in geographischen Schriften die Bildung der Dünen fast durchweg in der Weise erklärt, daß der Wind überall dort, wo feiner lockerer Sand in ausreichender Menge vorhanden ist, also besonders an Meeresküsten und in Sandwüsten, diesen emporwirbelt, die feineren Körner mit sich fortführt und, wenn er sich an einer kleinen Unebenheit des Bodens, einem Stein, einem Grasbüschel oder einem andern Hindernis staut, den Sand dort in eigenartiger Weise anhäuft. Durch diese Sandanhäufung wird das Hindernis vergrößert, und dies führt nun zu immer stärkeren Windanstauungen, infolgedessen zu vermehrter Sandablagerung, bis diese Sandbügel schließlich zu solcher Größe anwachsen, daß sie sich zu Dünenzügen vereinigen.

Der Meteorologe V a s c h i n hat nun, so schreibt D a s h e r in der „Anschau“, in überzeugender Weise dargelegt, daß die regelmäßige, wellenförmige Anordnung des Sands, welche die Grundlage für die Regelmäßigkeit weiterer Sandanhäufungen schafft und schließlich zur Dünenbildung führt, sich aus dem Bestreben zur Bildung einer wellenförmigen Wellenfläche erklärt, d. h. dieselbe Ursache hat, wie die Bildung der Wasserwellen.

Dieselben physikalischen Gesetze lassen sich nämlich auch auf beweglichen Sand anwenden. Weht der Wind nämlich über eine vollkommen glatte, zum Beispiel mit Asphaltpflaster bedeckte ebene Fläche, so wird dieses Bestreben zur Bildung einer Wellenfläche sich nur in periodischen Veränderungen des Luftdrucks bemerkbar machen, die natürlich unsichtbar bleiben. Diese Luftdruckeränderungen werden sichtbar, wenn die Fläche mit feinem Sand bestreut wird, der sich sofort wellenförmig anordnet, indem er sich an den Stellen geringeren Drucks in langen Linien anhäuft, während er auf den Stellen höheren Drucks, die den Wellentälern der Wasserwellen entsprechen, fortgeblasen wird. Man kann auf jeder asphaltierten Straße beobachten, daß der Staub sich in diesen Wellenformen anordnet, wenn der Wind darüber hinwegweht, vorausgesetzt, daß derselbe nicht eine solche Stärke erreicht, daß er den Sand in langen, seiner eignen Richtung parallelen Streifen vor sich herseht.

Ein großer Unterschied gegenüber den Wasserwellen bleibt natürlich bestehen, das ist derjenige, der seine Ursache in der Verschiedenheit des Stoffs hat. So leicht beweglich auch der feine Sandstaub ist, so hat er doch lange nicht dieselbe leichte Beweglichkeit wie eine Flüssigkeit, und dies hat zur Folge, daß nach dem Anfhören der wirkenden Ursache die in Wellenform gelegte Oberfläche sich nicht wieder glättet wie das Wasser, sondern daß die einmal gebildeten Unebenheiten bestehen bleiben und nun allerdings als Hindernisse wirken und zur Wirbelbildung und zu dadurch verursachter weiterer Sandanhäufung führen können. Eine weitere Wirkung dieser Verschiedenheit des Stoffs aber besteht darin, daß die Sandwellen, so lange sie noch klein sind, mit dem Wind sich ziemlich schnell vorwärts bewegen, ähnlich wie Wasserwellen, daß dies aber aufhört, sobald sie eine beträchtlichere Größe erreicht haben. Der Grund dieses eigentümlichen Verhaltens ist darin zu suchen, daß die Fortbewegung der Sandwellen einer Massenbewegung entspricht, die nur so lange mit einiger Geschwindigkeit vor sich gehen kann, als es sich um unbeträchtliche Massen handelt, während bei den Wasserwellen die einzelnen Wasserteilchen keine wesentliche Vorwärtsbewegung in wagerechter Richtung erfahren, sondern nur schwingende Bewegungen an Ort und Stelle ausführen. Während bei ganz kleinen Sandrippeln noch beinahe die ganze Sandwelle in ihrer Gesamtheit sich vorwärts bewegt, besteht die langsame Fortbewegung der Dünen darin, daß die vom Wind vorwärts getriebenen Sandkörner den sanften, der Luvseite zugewandten Abhang bis zur Kammlinie hinaufgetrieben werden, um an der steilen Leseite herabzufallen, wozu noch durch Wirbelbildung an der Leseite einige Nebenbewegungen kommen. Durch diesen Unterschied in der Art der Fortbewegung von Wasser- und Sandwellen erklären sich auch die meisten andern Unterschiede zwischen beiden, zum Beispiel die von der Form der Wasserwelle verschiedene Form der Düne mit ihrem bezeichnenden Unterschied zwischen Luv- und Leseite, die Schichtung der Dünen und vieles andre.

Technische.

— Ueber die Verwendung von Erdöl beim Begeben schreibt der „Prometheus“. In Nordamerika ist der Gebrauch von Petroleum auf Bahngeleisen zur Staubverhütung schon länger üblich. In letzter Zeit ist man nun dort auch dazu übergegangen, das Erdöl beim Wegbau zu verwenden. Im diesjährigen Bande von Maryland Geological Survey erörtert Arthur Newhall Johnson die Anlage und Instandhaltung der Verkehrswege und erwähnt dabei auch die Erfolge, die man mit der Anwendung des Petroleums beim Begeben erzielt hat. Es handelte sich auch hier in erster Linie um Staubverhütung und um Bindung des losen Staubes. Einen neuen festen Macadamweg mit Erdöl zu überziehen, um einer Staubbildung vorzubeugen, erwies sich als zwecklos. Petroleumbegießung ist angebracht, wenn bereits eine Staubschicht zum Binden vorhanden ist. Freilich genügt es nicht, nur die oberste Schicht des Staubes mit dem Erdöl anzufeuchten, da die Wagenräder sie sofort wieder zerbrechen und den Staub frei machen würden. Die ganze Staubschicht muß vielmehr mit Del durchtränkt werden. Für Macadamwege hat es sich bewährt, eine Mischung von schwerem Rohöl und Erdpech, in parallelen, etwa 15 Centimeter von einander entfernten Streifen in hinreichender Menge über die Wegfläche zu gießen, die Staubschicht kräftig durchzubarken, mit Wasser zu besprengen und glatt zu walzen. Bei einer ungefähr 12 Millimeter hohen Staubschicht genügen zur Verarbeitung von 10 Ar Wegfläche rund 35 Liter Erdöl. Der so gewonnene Weg ist glatt, staubfrei, bietet dem Auge mit seiner dunklen Farbe einen wohlthuenden Anblick und läßt bei hinreichender Wölbung das Wasser abfließen. Zudem ist er haltbarer, da die Niederschläge nicht in ihn eindringen und ihn lockern können. Aus diesem Grunde wird der Gebrauch der Deltränkung schon während der Anlage des Macadam empfohlen. Wird die Packung auch in den unteren Schichten mit Petroleum behandelt, so bildet sich nach Fertigstellung des Wegs eine feste, wasserundurchlässige, dauerhafte und außerordentlich tragfähige Unterlage, was in manchen Bodenarten, wie in schwerem Thonboden, sehr wertvoll ist. Auch für Straßenpflaster wird Delanstrich gelobt, weil er den lockeren Staub in den Fugen festhält und die Steine dadurch vor dem Loswerden schützt. Für die Entwicklung der Oel- und Feldfrüchte längs der Wege hat sich die Verhinderung der Staubeentwicklung sehr vorteilhaft erwiesen. —

Humoristisches.

— Der geeignetste Stuhl. Dame: „Ich brauche einen hübschen Stuhl für mein Besuchszimmer.“

Tapezier: „Da kann ich Ihnen etwas Vorzügliches anbieten. Bitte, nehmen Sie auf diesem Stuhl Platz.“

Dame: „Aber der ist ja entsetzlich unbequem. Auf dem kann man nicht fünf Minuten mit Besuchen sitzen.“

Tapezier: „Das ist ja eben das Richtige. Der Stuhl ist doch für ein Besuchszimmer bestimmt.“ —

— Immer Kavalier. In der Pferdebahn überläßt ein Herr einer älteren Frau seinen Platz. Sofort setzt sich ein in der Nähe stehender Herr darauf nieder. „Bitte, stehen Sie auf“, sagte der Herr, „ich habe meinen Platz für diese Dame aufgegeben.“ „Schon gut“, erwiderte der andere, sie ist meine Frau. —

Einigkeit.

Einig seid Ihr über China, Mächte!
Da ist keine, die nicht China möchte.

(„Jugend.“)

Notizen.

— Die Witwe des verstorbenen Dichters R. W. Gogol hat die Anregung zur Errichtung eines Denkmals für ihren verstorbenen Gemahl in Moskau gegeben, hat sich aber die Ausarbeitung des Projekts und alle näheren Einzelheiten vorbehalten. —

— Das Helsingforsker Philharmonische Orchester trifft am 18. Juli früh zu seinem ersten Konzert in der Philharmonie hier ein. —

— An dem Geburtshause Hans von Bülow's in Dresden-Neustadt ist eine von Hamburger Verehrern und Verehrerinnen gestiftete Gedenktafel feierlich enthüllt worden. —

— Heinrich Bütel wird am Montag in der Morwiz-Oper als Mauricio (Troubadour) gastieren. —

— Vom 16. bis 19. September wird in Lübeck ein internationaler kunsthistorischer Kongreß abgehalten werden. —

— Die neue Wetterwarte auf der Schneekoppe, die jetzt eröffnet wird, trägt die herrliche Inschrift: „Meteorologisches Observatorium“. Die Bezeichnung ist zwar häßlich, klingt dafür aber sehr gelehrt. —

— Ein Mann, der auf der Geflügel- und Kaninchen-Ausstellung in Karau ein gefärbtes Kaninchen ausstellte, ist vom Bezirksgericht Karau zu 15 Fr. Buße und Tragung der Kosten verurteilt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 8. Juli.